

Zu welchem Nutzen studiert man Betriebswirtschaftslehre (BWL) als Wissenschaft?

- Eine Einführung in das betriebswirtschaftliche Denken und in die Frage nach dem Nutzen dieses Wissens -

Klaus Rosenthal

I. Der Nutzen wissenschaftlichen Wissens und das methodische Problem scheinbar sicheren Wissens

Die Ausgangsfrage will verstanden werden. Hier ist nicht einfach gemeint: zu welchem Nutzen studiert man BWL? Vielmehr geht es um die *BWL als Wissenschaft* und deren Nutzen. BWL gehört zum lernbaren Wissen. Solch lernbarem Wissen können wir in vielfältiger Weise begegnen. Die breiteste Basis bildet dafür die sogenannte Praxis. Mit ihr eng verknüpft sind die Bildungsangebote der kaufmännischen Berufsausbildung, sodann die Weiterbildungsmöglichkeiten von Kammern und Akademien bis hin zu den Fachhochschulen. Hinzu kommen heute vielfältige Angebote im Internet und von vielen Firmen. Alle verfügen über ein zumeist veritables *Erfahrungswissen*. Davon unterscheidet sich vom eigenen Anspruch her und recht verstanden das Wissensangebot eines Universitätsstudiums in grundsätzlicher Hinsicht.

Auch dieses gründet zunächst in Erfahrung. *Erfahrung ist der Ausgangspunkt aller unserer Erkenntnisse*. Das gilt sogar für die Mathematik. Den Unterschied zwischen einem bloß angesammelten Erfahrungswissen, das häufig als sogenanntes Faktenwissen einen besonderen Stellenwert für sich reklamieren will und einem wissenschaftlichen Wissen können wir zunächst an einer ganz simplen Rechenaufgabe demonstrieren. Die Rechenaufgabe lautet: $7 + 5 = 12$. Diesem Ergebnis wird vermutlich niemand widersprechen. *Aber warum sind wir so sicher?*

Dass $7 + 5 = 12$ ergibt, haben wir der Erfahrung *sowie* (auf der Grundlage einer vereinbarten Gültigkeit) axiomatischer Begriffssetzung und ebenfalls vereinbarter Operationsregeln, wie z.B. dem Kommutativgesetz und dem Assoziativgesetz und der definierten Wertigkeit der Zahlen zu verdanken. Diese Begriffe sind sicher noch aus der Schule oder der Mathematik im ersten Semester vertraut. Begriffliche Konventionen *und* die Erfahrung mit ihrem Umgang ergeben also zusammen ein „sicheres“ Wissen, das uns schon *vorher* klar ist in seinem *finalen* Ergebnis, obwohl wir auf das Ergebnis „12“ nie bloß *analytisch* kommen, denn wir könnten auch $6 + 6$ oder $4 + 8$ oder noch anders rechnen. Aber wir kommen in der Addition von $7 + 5 = 12$ eben doch durch eine empirische Erfahrung, nämlich der Synthese zweier Werte, also der Zusammenfügung der Werte der Ziffern 7 und 5 auf den Wert 12. Diese Erfahrung stellt sich erst *nach* erfolgter Rechenoperation als klares Ergebnis ein. Die gewonnene Erkenntnis ist also *ex post*, d.h. im Nachhinein durch Erfahrung entstanden. Von solchen Erfahrungen sprechen wir auch als sogenannte *empirische Erkenntnisse* oder als *Erfahrungswissen*.

Diesen Wert 12 werden wir bei gleicher Operation aber immerzu wieder und wieder erzielen. Zugleich wissen wir aber bereits *vor* der x-ten Wiederholung, dass stets 12 das

Ergebnis sein wird. Das bedeutet, wir können das Ergebnis bereits *antizipieren* und das mit *analytisch scheinender* Gewissheit. Das machen wir auch in solchen Wiederholungsfällen. Niemand rechnet immer wieder das schon bekannte Ergebnis stets erneut. Mit antizipativer Logik schließen wir mit analytischer Gewissheit bereits auf den Wert 12. Diese Gewissheit sich immer wieder einstellender analytischer Richtigkeit lässt uns das Ergebnis nicht mehr als Erfahrung begreifen, sondern als *ex ante* Gewissheit. Denn genau diese Erfahrung der Gewissheit desselben Ergebnisses wissen wir bereits *im Voraus*. Auch können wir diese Erfahrung quasi nicht abzählbar oft wiederholen mit immer demselben Ergebnis. Damit wird diese Erfahrung zu einer bereits vorher feststehenden Erkenntnis und zwar auch ohne die konkrete Erfahrung stets auf das Neue als Bestätigung immer wieder nachzurechnen. Eine Erkenntnis im Sinne einer bereits prinzipiellen Richtigkeit, die *zwingend und ausnahmslos immer wiederkehrt* und keine Abweichung zulässt, hat einen sogenannten *apriorischen* Charakter und das logische Urteil, das uns auf den Wert 12 als immer feststehendes Ergebnis schließen lässt, heißt deshalb auch *apodiktisch*. Es steht „an sich“ unabweisbar fest. Das meint zwingend im Sinne *notwendiger Kausalität*. Dies hat die *Kraft eines Prinzips* und ist der *Grund* der empirischen Erfahrung der Zusammenführung der Summanden zum Wert 12. Ein Grund von dieser Qualität ist ein *strikt allgemeines Prinzip*, das ohne jede Freiheit kein empirisch anderes Ereignis zulässt. Urteile von apodiktischer Qualität gelten also „immer“ und „von vornherein“. Wir gewinnen sie durch eine *quasi apriorische Anschauung*. Dadurch werden diese Axiome der Mathematik, die selber auf Vereinbarungen, also auf Verabredungen und selber nicht auf einem apriorischen Prinzip beruhen (und daher nicht in natürlicher Weise eine apriorische Anschauung darstellen) in einen quasi apriorischen Status gehoben, den es aufgrund der *synthetischen Erfahrungsstruktur* unseres Rechenbeispiels nicht gibt, denn „eigentlich“ kommen wir nur im Nachgang unserer Rechenerfahrung und damit aufgrund einer empirischen Erfahrung zum jeweils richtigen Ergebnis. Empirische Herkunft und prinzipielle, also bereits vorher feststehende Determination laufen hier *konträr* und geradezu *kontradiktorisch* gegeneinander. Mathematische Erkenntnisse sind häufig von dieser Urteilsqualität, das haben wir zu bedenken, wenn wir ihre Exaktheit bestaunen. Auch die „sicheren Erkenntnisse“ der Mathematik sind nur menschliche Urteile.

Am Beispiel der exakten Mathematik lassen sich daher auch das Problem des Erkennens und das methodische Problem „sicheren Wissens“ besonders anschaulich thematisieren.¹ Exaktes Wissen, gerade mathematisch gewonnenes, gilt heute (wieder) als Kredo der Wissenschaftlichkeit. Ihm wurde zuvor von *Kant* sogar der größte Nutzen wissenschaftlichen Wissens zugesprochen.² Deshalb besteht hier die **Gefahr**, dass das

¹ Vgl. zu dieser erkenntnistheoretischen Problematik mathematischer Erkenntnisse insbesondere Kant, Kritik der reinen Vernunft, B 11 / A 7 ff sowie B 205, A 164 ff.

² Kant hat in seiner Dissertationsschrift über den Nutzen der Erkenntnis der Mathematik gar die These vom „Urbild höchster Evidenz“ formuliert. Vgl. Kant, „Von den Sinnen und Formen...“, § 12, sowie in seiner Schrift „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ die zwei berühmten aber zugleich auch schwierigen Sätze geprägt, die allerdings die Überhöhung der Mathematik doch auf Naturwissenschaft eingrenzt: „Ich behaupte aber, daß in jeder besonderen Naturlehre nur so viel *eigentliche* Wissenschaft angetroffen werden kann, als darin *Mathematik* anzutreffen ist.“ (S. 7; kursiv i.O.) und: „*Eigentliche* Wissenschaft kann nur diejenige genannt werden, deren Gewißheit apodiktisch ist; Erkenntnis, die bloß empirische Gewißheit enthalten kann, ist

Wissen um die Exaktheit einer Methode oder wissenschaftlichen Perspektive zum Glauben an die Exaktheit selber wird, z. B., weil die rein axiomatische Setzung durch Konvention in Vergessenheit gerät. Der Nutzen des Wissens ist also ein tiefes Problem der Wissenschaft und das Wissen um dieses Grundproblem prägt ein wissenschaftliches Studium und unterscheidet eine Universität von anderen Bildungseinrichtungen. Hier beginnt echte Wissenschaft sich von bloßem Wissen zu unterscheiden.

II. Der Gegensatz von Theorie und Praxis als Scheinproblem des Denkens und als Herausforderung für die Wissenschaft

Damit ist unser kleiner Ausflug in die Mathematik und die Diskussion eines ihrer erkenntnistheoretischen Probleme beendet. Wir halten vereinfacht fest: Das Ergebnis 12 gilt als „wahr“, weil es *theoretisch begründet* ist und zugleich *nicht unserer Erfahrung widerspricht*. Es kommt auch *praktisch* immer 12 heraus. Das verdanken wir der Fähigkeit unseres Denkvermögens, hier insbesondere der logischen Bestimmung von Erfahrungsmöglichkeiten. In diesem Fall entspricht das empirisch Erfahrbare dem logisch Antizipierten und wird damit zum *allgemein akzeptierten Wissen*. Denn wie gezeigt, ist die Zahl 12 immer das Ergebnis der Erfahrung dieser Rechenoperation. Ein solches Wissen bezeichnen wir, wie hier an einer einfachen Rechenaufgabe am Beispiel exemplarisch erläutert, als *wissenschaftliches Wissen*, das meint ein *Wissen mit theoretischer Begründung und methodischer Reflexion seiner Erkenntnisgewinnung*. Ein solches Wissen hat auch *praktische Evidenz*. Mit der Erzeugung und der Lehre dieser Qualität von Wissen ist eine Universität beauftragt. Sie vereinigt Erfahrungswissen mit der systematischen Methodik der Erkenntnisgewinnung. Was sagt uns das für unsere Fragestellung?

Dieses kleine Beispiel, das auf den Wissensbestand schulischer Ausbildung aufsetzt und dieses um eine erkenntnistheoretische Betrachtung erweitert, zeigt schnell den Unterschied zwischen einem bloßen Erfahrungswissen schulischer Vermittlung, einem sogenannten „Faktenwissen“ und einem wissenschaftlich begründeten Wissen mit seiner vorliegenden methodischen Problematik von scheinbar „selbstverständlich“ bekannten Erfahrungen und Tatsachen. **In der universitären Wissenschaft gibt es keine wirklichen „Selbstverständlichkeiten“.** Jedes Wissen muss sich erst methodisch als Wissen zeigen und begründen lassen. Das ist der kardinale Unterschied zu jedem schulischen Faktenwissen oder sogenannten Praxiswissen.

Um ein eben solches nicht schon „selbstverständliches“ Wissen geht es im Kern im wissenschaftlichen Studium. Es geht also um Wissen, das in seiner methodischen Selbstgewinnung zu betrachten ist und um den Nutzen eines solchen Wissens in einem wissenschaftlichen Studium und darüber hinaus im späteren Beruf. Das gilt natürlich auch für die Wirtschaftswissenschaften insgesamt und die BWL als Teildisziplin.

Anders als in der Mathematik sind die wissenschaftlichen Probleme, Regeln und Methoden in der BWL nicht so wohlstrukturiert. Auch aus diesem Grund wird in der

nur uneigentlich so genanntes *Wissen*“. (Derselbe, S. 5 ; kursiv i. O.) Die Problematik des Nutzens eines „eigentlichen Wissens“ ist bis heute ein bleibendes und offenes Thema unserer Wissenschaft geblieben. Wissen will sich immer wieder neu selbst verstehen.

BWL oft auf Mathematik zurückgegriffen. Aber Mathematik kann das *ökonomische Denken* nicht ersetzen, sondern nur methodisch bereichern. Die Bestimmung des eigenen Gegenstandes und die Erarbeitung einer eigenen Methodik ist die erste und größte Herausforderung jeder universitären Disziplin. Sie erfordert auch ein zeitgemäßes Problemverständnis des wissenschaftlich zu Bestimmenden. **Genau diese Thematik verbindet Wissen mit Wissensgewinnung und Wissensveränderung und damit Forschung mit universitärer Lehre.** Dies ist der Pivot, an dem sich eine *BWL als Wissenschaft* von einer reinen Anwendungskunst unterscheidet, wie sie anderswo vielfältig angeboten wird. Die bloße Weitergabe von tradiertem Erfahrungswissen ist daher nicht der primäre Gegenstand eines wissenschaftlichen BWL-Studiums.

Bevor sich sinnvoll über den Nutzen eines wissenschaftlichen Studiums der BWL sprechen lässt, bedarf es nach der Diskussion der Wissenschaftsproblematik, einer Bestimmung des Gegenstandes dessen, was denn mit BWL bezeichnet wird. Dabei hat das kleine Mathematikbeispiel bereits gezeigt, dass Wissenschaft über kein „selbstverständliches“ Wissen verfügt, vielmehr sich immer der Frage zu stellen hat, **was** und **warum** überhaupt als Wissen gelten darf.

Damit lassen sich bereits zwei Nutzen eines wissenschaftlichen BWL-Studiums unmittelbar ableiten. Über die scholastische Vermittlung eines vermeintlichen „Praxis-“ oder „Faktenwissens“ hinaus, mit dem andere Bildungsträger häufig auch gegenüber einer Universität zumeist kräftig zu werben versuchen, partizipieren Studierende eines wissenschaftlichen Universitätsstudiums immer auch an der **Aktualität** dessen, was überhaupt mit theoretischer und methodischer Begründung „Wissen“ genannt werden kann. Darüber hinaus sind Studierende im Universitätsstudium zeitnahe Zeugen und schrittweise auch aktiv Beteiligte der **Wissensproduktion** selbst.

Wissensproduktion war und ist *substanzieller Bestandteil* einer universitären Wissenschaft. Sie bestimmt auch das praktische Handeln in der BWL. Denn praktisches Wissen wird erst durch einen kontingenten Rahmen, den unser Denken als Wissen zuvor erzeugt hat, überhaupt erst „praktisch“ *als Wissen* verfügbar. Erst aus dem Horizont der Möglichkeiten verfügbaren Wissens, das meint kontingenter Rahmen, wird Wissen handlungsleitend konkret, also „umsetzungsfähig“ für eine Transformation von der Möglichkeit des Wissenspotentials zur theoriegeleiteten Wirklichkeit des aktiven Vollzugs des Wissens in Produkte und Prozesse. Hier wird häufig, und oft vorschnell von einem Theorie-Praxis-Problem gesprochen. Im Kern existiert das nicht. **Denn Handeln ohne Denken gibt es nicht und Handeln ohne Wissen ist blind. Auch Denken selber ist immer ein Handeln in eigener Sache**, d.h. wir müssen uns unser Wissen erst erarbeiten; Wissen also produzierend herstellen. Damit beginnt das wissenschaftliche Studium der BWL erfahrbar konkret zu werden. Theorie und Praxis sind immer im Wissen aufeinander bezogen. Dies wird heute nicht immer wirklich und gut deutlich. Der Zusammenhang besteht gleichwohl mit Notwendigkeit schon. Ein wirklich erfolgreicher Praktiker hat „seine“ Theorie deshalb auch verstanden. Sonst ist er ein bloßer Glücksritter und der benötigt kein wissenschaftliches Studium.

Wissen ist der substanzielle Erfolgsfaktor der BWL. Von Wissen geht aller Nutzen betriebswirtschaftlichen Handelns aus. Diese These leitet die weitere Bestimmung des Nutzens eines universitären BWL-Studiums und die wissenschaftliche Bestimmung des eigenen Gegenstandes der BWL.

III. Der konkrete Nutzen der Wissenschaft für die Grundlegung der Unternehmung und die erste BWL als wissenschaftsbasiertes Projekt – der Philosoph als Unternehmer

Wir wollen uns dazu ein weiteres Beispiel ansehen. Dieses Beispiel ist das älteste der abendländischen Wissenschaft und erzählt die Geschichte des Gründers der Philosophie und Wissenschaft, der zugleich auch ein bedeutender Mathematiker und ein erfolgreicher Unternehmer war und mit zusätzlichen Kenntnissen auch aus der Naturwissenschaft demonstriert hat, dass er anhand solchen Wissens auch sehr reich werden konnte. Sein Name ist Thales von Milet, er war der erste uns bekannte wissenschaftlich orientierte Unternehmer und das mit durchschlagendem Erfolg. Er wurde im Jahre 624 v.d.Z. geboren und war in Kleinasien in Milet tätig. Hier beginnt also auch die BWL als Wissenschaft in ihrer systematischen Begründung, auch wenn sie damals noch anders hieß (ökonomische Erwerbskunst zum einen im Unterschied zur Erwerbskunst als Kaufmannskunst zum anderen³). Die Geschichte vom wissenschaftlichen Unternehmer Thales von Milet ist die Geschichte einer angewandten Kaufmannskunst. **Der Zweck der Kaufmannskunst ist die Gewinnerzielung. Dieser Zweck ist das Gründungsprinzip der Unternehmung - bis heute.** Die erste „Success Story“ der BWL lautet wie folgt:

„Man muß auch die verstreuten Nachrichten darüber sammeln, wie es diese oder jene gemacht haben, um zu Geld zu kommen. Denn dies alles ist nützlich für jene, die die Erwerbskunst schätzen, so etwa die Geschichte von Thales von Milet: es ist ein finanzieller Einfall, den man jenem wegen seiner Weisheit zuschreibt, der aber von allgemeinem Interesse ist. Als man ihn nämlich wegen seiner Armut verhöhnte und behauptete, die Philosophie sei unnütz, da habe er, da er mit Hilfe der Astronomie eine ergiebige Olivenernte voraussah, noch im Winter mit dem wenigen Geld, das er besaß, sämtliche Ölpresen in Milet und Chios für einen geringen Betrag gepachtet, da ihn niemand überbot; als dann die rechte Zeit gekommen war und plötzlich und gleichzeitig viele Ölpresen verlangt wurden, da verpachtete er sie so teuer, wie ihm beliebt, und gewann viel Geld und zeigte so, daß es für den Philosophen leicht ist, reich zu werden, wenn er nur wolle, daß er aber darauf keinen Wert lege. Auf diese Weise soll also Thales einen Beweis seiner Weisheit geliefert haben.“⁴

Aus dieser Geschichte lässt sich mehreres lernen. **Antizipatives Denken gepaart mit wissenschaftlichem Wissen sowie Kreativität und ein entschlossener Wille charakterisieren das erfolgreiche Unternehmertum** - des Thales. Er verfügt als Philosoph über ein Wissen aus Prinzipien und als Fachwissenschaftler und Mathematiker über die Kenntnisse meteorologischer Entwicklungen sowie der Fähigkeit auch die empirischen Kenntnisse über die Wetterentwicklung durch angewandte Mathematik zu nutzen. Vor allem aber kennt er bereits **die Prinzipien des Marktes!**

³ Die Antike unterscheidet zwischen dem auf Produktion und Reproduktion begrenzten „Überschuss“ über das „Notwendige“ (genannt *oikonomia*) und die Erzielung eines unbegrenzten Reichtums durch Gelderwerb (genannt *chrematistike*). Letztere heißt übersetzt Kaufmannskunst.

⁴ Aristoteles, Politik, Ziff. 1258 b ff

Prinzipien sind Anfangsgründe und bestimmen den Gegenstand dessen, was ist. Ein solches Prinzip ist **stets** zugegen, sonst würde der Gegenstand (hier die Unternehmung) gewissermaßen implodieren, sich negierend aufheben. Was also zu Zeiten des Thales schon **Prinzip war, herrscht auch heute noch!** Prinzipien (oder synonym Gründe) holen und halten den Gegenstand in seine(r) Existenz. Das, was wir hier am Beispiel des Thales sehen, ist die **ideenhafte Konstruktion** und die **willentliche Gründung** der Unternehmung aus einem solchen Prinzipienwissen heraus. Die Unternehmung entsteht mit und durch das Wissen um den **konkreten Nutzen** dieses Wissens. Das macht die Unternehmung zur „wirklichen Gestalt“, nicht aber zur empirischen! Denn empirisch erfahren wir die Unternehmung nicht als Idee oder Begriff, sondern nur in der *Aus-Wirkung* seiner Wirklichkeit stiftenden Bedeutung. Also im erlebbaren und erfahrbaren Verhalten im Umgang mit den daraus resultierenden Produkten, wie etwa das Olivenöl aus der alten Ölmühle oder Autos oder Computer aus der modernen Fabrik. Thales wusste bereits um das die Wirklichkeit determinierende antizipative Denken aus Prinzipien heraus. Der empirisch-physikalischen Ebene der technischen Produktion (z.B. Öl, Autos, Computer) steht die begrifflich-rationale Ebene übergreifend als Grund solcher Produktion bestimmend und zwingend vor. Prinzipien bestimmen die Unternehmung, nicht das bunte Treiben empirischer Beobachtbarkeit. Also: **Nicht „Betriebe“ und „Produkte“ machen das Betriebswirtschaftliche an der Unternehmung aus, sondern das ökonomisch Zweckhafte.** Der ökonomische Werte- und Verwertungswille ist der bestimmende Zweck mit der diese Produkte überhaupt erst entstehen. Autos werden nicht bloß als Autos produziert, sie werden produziert, weil sie zugleich und bestimmend primär eine **Ware** sind. Nur weil sie überhaupt eine ökonomische „Sache“ sind, werden sie auch technisch hergestellt! Ihre Zweckbestimmung ist die Werteffizienz. Das ist die „Logik“, die Rationalität ökonomischen Denkens. Wir können sagen: **Die Rationalität der Werteffizienz ist das wahre ökonomische Prinzip!**

Zurück zum Thales. Dem war diese Zweckrealisierung sehr gelungen. Nicht Olivenöl und Kundenwünsche waren das handlungsleitende Ziel seiner hervorbringenden Rationalität, sondern das Gewinnziel als antizipiertes Ergebnis dieser ökonomischen Logik hat alle seine Realisierungsschritte bestimmt. **Die Werteantizipation bestimmt den Anfang als Prinzip des ökonomischen Handelns** und nicht eine eingebilddete Geschichte vom „Mangel“ und „unendlichen“ Bedürfnissen bei so herum dann immerzu „knapp“ erscheinenden Gütern, wie es in vielen Standardlehrbüchern im Stile narrativer Geschichten erzählt wird.⁵

⁵ Das sogenannte „ökonomische“ Prinzip referiert eine „Manglerscheinung“ in Bezug zu stets „knappen“ Gütern oder Energie, die es effizient zu bewerkstelligen gilt. Hiervon kursieren verschiedene Varianten mit minimaler oder maximaler oder allumspannender Optimalitätsvorstellung. Dieses Ziel selbst ist stets unerreichbar, weil es kein Prinzip ist. Es ist bloß eine subjektive Maxime, zumal noch eine eigentümliche Mixtur aus unbestimmten Gefühlen (Mangelempfindungen) und strikter Werterationalität mit appellhafter Handlungsaufforderung. Die Natur kennt keinen Mangel. „Mangel“ ist kein Term des Energieerhaltungssatzes. Mangel ist unsere Werteinstellung zur *gegebenen und unabänderlichen Endlichkeit* unseres Lebens. Die können wir einstweilen nicht „ab- oder „not-wenden“. Mangel ist also Rebellion gegen die Physik unseres Daseins, aber eben *keine* Naturerscheinung! **Das wahre ökonomische Prinzip ist die Rationalität der Werteffizienz. Es ist anfängliches Ursprungsprinzip und bleibende Handlungsmaxime zugleich.** Es entstammt nicht aus einem Mangel, sondern aus dem

Bestimmend war die vorhergesehene Marktentwicklung aus dem Wissen einer empirischen und einer naturwissenschaftlich-mathematischen Perspektive heraus, zusammen mit dem philosophischen Wissen über die Prinzipien, und d.h. hier insbesondere, **die Prinzipien als „Gesetze“ des Marktes**. Damit hat Thales alle **drei grundsätzlichen wissenschaftlichen Perspektiven: die empirische, die mathematische und die begrifflich-rationale (philosophisch-prinzipielle) erfolgreich kombiniert**. Die Unternehmung war aus dieser Kombination **wissenschaftlicher Perspektiven heraus „geboren“**. **BWL besteht aus solch einem kombinatorischen Wissen, theoretisch wie praktisch**.

Aus diesen drei Perspektiven besteht die gesamte Wissenschaft insgesamt mit ihren vielfältigen Methoden, die sie aus diesen Perspektiven erzeugt. *BWL als Wissenschaft* schöpft das Potential aller drei Perspektiven aus, wie verschieden im Detail auch immer. Der persönlich-monetäre Nutzen ist ebenfalls deutlich geworden. Er geht auf die Transformation wissenschaftlichen Wissens zurück, wir nennen das heute Anwendungswissen. Mit seinen prinzipiellen Kenntnissen der Marktreaktion und seiner wissenschaftlich geleiteten instrumentellen Vorgehensweise (Akkumulation der gesamten Produktionskapazität) hat Thales auch ein Monopol geschaffen, und das erzielt, was erst später Monopolrente in der Ökonomie genannt wurde. Im Grunde hat er auch den **Kern der modernen Marketingidee** bereits vorweg genommen: **die wissenschaftlich-empirische Erforschung des Marktes und seiner Bedingungen und die antizipativ-wissenschaftlich instrumentalisierte Marktmanipulation zum Nutzen des Anbieters**. Ohne Zweifel gehören darüber hinaus auch ein organisatorisches und ein finanzielles Wissen zum unternehmerischen Erfolg dazu. Das Anmieten von Ölmühlen verlangte dazu auch Kenntnisse des Rechts, das zum Abschluss solcher Verträge erforderlich war. Damit war bereits sehr viel BWL-Wissen am Beginn unserer Wissenschaftskultur konkret verfügbar. **Der Unternehmer ist der Kombinator dieses Wissens, er ist das lebendige Prinzip und der Repräsentant dieses Wissens**. Nur durch ihn wird es überhaupt erstmals „praktisch“. Das vermeintliche „Objekt“ **Unternehmung ist das wertrational handelnde Subjekt als Unternehmer!**

„Die“ Unternehmung beginnt als „der“ Unternehmer. Mit dieser Konkretion und der Transformation des Wissens in Wissen geleitetes Handeln wird aus Wissen ein konkreter ökonomischer Nutzen, -- für den Wissenden und den entsprechend zur Handlung entschlossenen! So ist es auch heute noch, eingedenk einer viel größeren Komplexität.

IV. Der Nutzen des Wissens als Rationalität der Werteffizienz

Und noch etwas können wir vom Wissenschaftler und Unternehmer Thales lernen. Markt und Unternehmer bzw. Unternehmung sind aufeinander bezogen in ihrer prinzipiellen Bestimmung. Ohne Markt keine Unternehmung und ohne Unternehmung kein Markt. In dieser dialektischen Beziehung liegt daher auch der Schlüssel zur Bestimmung des Gegenstandes als **Begriff** der BWL. Diese Begriffsbestimmung ist der

Streben nach Wert als Ausdruck eines eingebildeten Ewigen und Unvergänglichen, das der eigenen Endlichkeit zum Trotze Ziel und Zweck ist. Heute heißt dieser Wert „Kapital“.

Horizont des Wissens, das wir als „betriebswirtschaftliches“ begreifen, denn dieses Wissen kann nur in Bezug zum Gegenstand gewonnen werden. **Wissen und Gegenstand bedingen sich wechselseitig.** Der Nutzen eines Wissens ist umso größer, je besser es gelingt, diesen Gegenstand auch genau zu begreifen. Das meint einen *Begriff* vom Gegenstand zu „haben“. Er will allerdings auch erarbeitet sein. Hier liegt der wesentliche Nutzen wissenschaftlichen Forschens und ergo, des Studiums dieses Gegenstandes. **Dieses Verhältnis der (relativen) Durchdringung des Gegenstandes als Wissen, bestimmt auch zugleich das Maß an Effizienz dieses Wissens, und damit die Möglichkeit seines praktischen Nutzens.**

Effizienz ist das Bewirken der Möglichkeiten des Gegenstandes mit dem Ziel der Verwirklichung dieser Möglichkeiten zur Wirklichkeit. Effizienz ist das Wirklichkeit Produzierende in seinem bezweckten Ziel. Deshalb gibt es keinen „wahren“ Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Stets sind Theorie und Praxis Ausdruck herrschender Wirklichkeit und deren Zweckbestimmung. **Die Zweckbestimmung ökonomischen Denken und Handeln heißt Werteffizienz. Kapital ist der oberste Wert.** Es gibt nur einen *wirklichen* Unterschied zwischen Theorie und Praxis: es gibt mehr oder weniger gute Theorie, die dementsprechend dann auch mehr oder weniger von Nutzen ist. Also der *Grad der Effizienz* entscheidet über das Verhältnis zwischen Denken und Gegenstand. Dies ist ein großes und ständiges Problem der Wissenschaft.

Wir mutieren gesamtwirtschaftlich zu einer immer mehr durch Wissen bestimmten Wirtschaftsform. Wissen wird zum wichtigsten Erfolgsfaktor der künftigen Markt- und Unternehmensprozesse. Das Wissen um diese Bestimmungselemente wird daher auch zugleich zu einem persönlichen Nutzenvorteil im Wettbewerb um die Partizipation an den Werten in diesem Wandlungsprozess. Dieser Umbruch wird den Gegenstand der BWL auch deutlich verändern. Hier beginnt also die sprichwörtliche forschende Frage nach dem, was zeitgemäß unter BWL zu verstehen ist und wie sie sich künftig – methodisch begründet bereits heute – in ihrer *Möglichkeit, eine bestimmte Wirklichkeit zu werden*, zu verstehen gibt, *als die Struktur ihrer eigenen Entwicklung*. Damit sind wir in der engsten Verknüpfung von Wissen und Nutzen, nämlich in der zeitgemäßen Bestimmung des Gegenstandes der BWL. Diese Bestimmung kennt ihre eigene Genealogie.

Der traditionelle Gegenstand der BWL ist die Unternehmung als Gegenstück zum Markt. Sie steht im Zentrum der Forschung und der akademischen Lehre. Trotzdem heißt es in unserer Disziplin nicht „Unternehmenslehre“ sondern „Betriebswirtschaftslehre“⁶. An dieser augenfälligen Ungereimtheit wird schnell deutlich, was zuvor thematisiert wurde. Das Wissen und mit ihm sein wesentlicher Focus, nämlich der Gegenstand in der wissenschaftlichen Betrachtung hat sich beständig und deutlich verändert. Der „Betrieb“ steht heute nicht mehr im Mittelpunkt des betriebswirtschaftlichen Forschens, sondern die Unternehmung. Allerdings wird heute kaum noch der Begriff der Unternehmung,

⁶ Der Begriff „Betriebswirtschaft“ wurde erstmals von Eduard Baumstark 1835 benutzt: Baumstark, Kameralistische Encyclopädie, S. XII. Er hatte auch einen klaren Blick für die Aufgabe unserer Wissenschaft: Sie ist „...abgeleitet von *Werth, Werthschaffen, Wirthschaft*“ (S. 58; kursiv i.O.): „Die systematische Darstellung der Grundsätze und Regeln von der Wirtschaft ist die *W i r t s c h a f t s l e h r e*.“ (S. 56; Hervorh. i. O.) Wir sind daher in der Tat eine Wertewissenschaft!

sondern eher deren Sektoren, im Kern werden aber zumeist nur noch die Funktionen der Unternehmung thematisiert. Im Studium treten diese Funktionen wie einzelne Figuren in dem Stück „Betriebswirtschaftslehre“ auf: Rechnungswesen, Finanzierung, Steuern, Produktion, Logistik, Marketing, Beschaffung, Personal, Organisation usw. Diese Mosaik bilden zwar ein buntes Bild wie ein Kaleidoskop, aber *kein Bild mehr als Begriff vom Gegenstand der BWL*. Das ist ein weitreichender und bedeutsamer Reflexionsverlust und stellt die wohl größte Herausforderung für die „zuständige“ Wissenschaft dar. Denn jede Spezialisierung der BWL verdankt sich in ihrer Existenz und Relevanz dem Gegenstand, und nicht umgekehrt.

Zunächst: „Betrieb“ und „Unternehmung“ sind keine synonymen Begriffe, sie stehen vielmehr eher in einem Korrespondenzverhältnis zueinander. „Betrieb“ bezeichnet die primär technisch geprägte Organisation, die „Unternehmung“ als das übergeordnete begriffliche Ganze vor allem die *Werteproduktion*. Diese Werteproduktion wurde früher primär im Betrieb „gesehen“. Arbeit und Technik in Form von Maschinen und Muskelkraft standen als Symbole dieser Vorstellung im Mittelpunkt. Entsprechend hat sich die BWL als Wissenschaft entlang dieser methodischen Probleme weiterentwickelt. BWL wurde aus der Fabrik heraus gedacht und hat sich mit den Konzepten von *Taylor* und *Ford* zu einer *scientific science* gewandelt. Das macht die Wortwahl von der „Betriebswirtschaftslehre“ plausibler. Durch diesen Fokus ist die BWL moderner Prägung zunächst aus der Produktions- und Kostentheorie heraus entstanden. Eng mit diesen Problemen verknüpft waren Fragestellungen der Organisation und der Personalwirtschaft. „Wissenschaftliches“ und „exaktes“ Management von Fabrikarbeit und Produktion haben diese Teiltheorien und Spezialisierungen erst erforderlich gemacht. Absatzwirtschaftliche Probleme und Maßnahmen, die heute im Marketing diskutiert werden, waren noch keine kritischen Erfolgsfaktoren, sowenig wie Steuerfragen oder die Probleme einer strategischen Investition und deren Finanzierung. Das ist heute deutlich anders.

Als moderne Wissenschaft nun, ist die BWL von dem Bemühen möglichst „viel“ von einer bestimmten Art des Wissens aufzunehmen fasziniert, nämlich der des sogenannten interdisziplinären Wissens. Hier besteht die permanente Gefahr der Maxime „viel hilft viel“ zu erliegen und dabei selbst das ureigene Begriffsverständnis zu verlieren. Dieses ist gegenwärtig weitgehend abhanden gekommen. Heute sind sogenannte „interdisziplinäre“ Ansätze eine Selbstverständlichkeit, hingegen eine begriffliche Selbstbestimmung des eigenen Gegenstandes eine nahezu ausgestorbene Rarität. Das merken Studierende in der Präsentation der BWL in der heutigen Assessmentphase, die eben sprichwörtlich kein *Grund-Studium* mehr ist. Sie merken das in der Wahrnehmung der funktionalen Vielfalt einzelner Spezialgebiete, die sich immer weiter differenzieren und spezialisieren und von einer zur nächsten Generation immer vielfältiger werden, aber kein zusammenhängendes Bild vom Gegenstand selbst mehr zu erzeugen vermögen. BWL zerfällt so zunehmend in tausend kleine Fälle. Das ist ein großes und ungelöstes Problem heutiger BWL als Wissenschaft.

Wenn Wissen selbst zur primären Substanz des künftigen Kapitals als Wissenskapital in einer sogenannten Wissensgesellschaft wird, dann liegt hier in der Begriffsbestimmung und der Entfaltung dieser Problematik auch die größte Herausforderung für die BWL als Wissenschaft. Aber noch hat die BWL nicht einmal eine zeitgemäße *Theorie der Unternehmung des Finanzkapitalismus* entwickelt. Hier zeigt sich die Problematik hoch spezialisierter Zerklüftung. **Hohe Effizienz erwirkt Wissen**

immer dann, wenn es die Höhe seiner Zeit (die „Gegenwart“) als Theorie zu fassen vermag. Das ist die primäre Aufgabe der Wissenschaft, also Theorie und nicht bloß Einzelnes als Einzelwissen verfügbar zu machen. In Theorie steckt das größte Nutzenpotential, das auf Wissen basiert.

V. Markt und Unternehmung als „Orte“ oder „Institutionen“ der Umwandlung von Vernunft und Wissen (= „Rationalität“) zu Wert

Es gibt also guten Grund uns mit der Frage des Gegenstandes der BWL und nicht eben nur mit ihren Teilaspekten und Subfunktionen zu beschäftigen. Dazu wollen wir das bisher erarbeitete Grundverständnis weitertreiben und es begrifflich an der Gegenstandsproblematik von Markt und Unternehmung weiter präzisieren. Beide Begriffe sind Ausdruck von Wissen und Wirklichkeit. „Markt“ und „Unternehmung“ bezeichnen nichts empirisch-physikalisch Gegenständliches. Beide Begriffe sind *reine Begriffe*, also *Anschauungsformen* unseres Denkens, die wir auch *Kategorien* nennen. Sie sind „rein“, weil sie als Begriffe von Begriffen selber keine Empirie enthalten. Von ihnen können wir deshalb auch keine empirische Erfahrung gewinnen. Wir können sie also nur begrifflich bestimmen und zusätzlich mit Hilfe der Mathematik funktional analysieren. „Markt“ ist die *ökonomische Vorstellung* von „Raum“, der empirisch als eigenes Raumzeitkontinuum physikalisch nicht existiert, aber sehr wohl als ökonomische Kategorie, als Anschauungsform unseres Denkens. Mit dem Begriff der Unternehmung verhält es sich entsprechend. Sinnlich gegenständliche Fabrikhallen, Materialien, Produktionsmaschinen und arbeitende Subjekte sind noch keine („natürliche“) „Unternehmung“, sondern werden erst durch die Kategorie ihrer Bestimmung zur Unternehmung als rein ökonomischer Gegenstand. Ohne diese ökonomische Bestimmung wäre eine Maschine sonst nur abstrakte Kunst oder Schrott, aber eben kein Produktionsmittel. Das wird sie durch **den ökonomischen Zweck und Wert**, der sie erst zum „Produktionsmittel“ macht. Die BWL spricht hier vom Rationalprinzip, in dem sich Vernunft und Wissen ökonomisch zusammenfügen.

Deshalb haben die großen Wissenschaftler unserer Tradition auch das **Prinzip der Unternehmung** nicht im empirisch oberflächlich Sichtbaren, sondern im begrifflich Kategorialen verortet und zugleich versucht dieses so gewonnene Prinzip mathematisch-funktional in seiner analytischen Relevanz weiter auszuarbeiten und immanent tiefer zu bestimmen. *Erich Gutenberg* hat wohl die grundlegendste Theorie der Unternehmung durch sein herausragendes Gesamtwerk geschaffen. Er bestimmt das Prinzip der Unternehmung in seiner Schrift „Die Unternehmung als Gegenstand betriebswirtschaftlicher Theorie“ als „Rationalprinzip“, aus dem der Begriff der Unternehmung klar hervortritt:

„Wenn bisher das **R a t i o n a l p r i n z i p** als solches dem Material gegenübergestellt wurde, so bedarf dieses Prinzip noch einer nähren Analyse. Es sei deshalb zunächst noch einmal daran erinnert, daß es sich bei der Struktur der Unternehmung als Gegenstand betriebswirtschaftlicher Theorie um die Frage handelt: Welches sind die Bedingungen, die es möglich machen, daß die Aussagen der theoretischen Betriebswirtschaftslehre eine systematische Einheit bilden und evtl. sogar mathematisch fixierbar sind? ... Es ist nun aber für a l l e s ... charakteristisch, ... daß es sich in der **Z w e c k - M i t t e l -**

Relation vollzieht.“⁷ Und: „Die terminologische Schwierigkeit resultiert lediglich daraus, daß den Inhalt des Rationalprinzips weder Geldbeträge (Kapital) noch Gütermengen als solche ausmachen, sondern daß dieser Inhalt im eigentlichen Sinne ein **Umwandlungsprozeß** von Geld in Güter und von Güter in Geld ist ... Dieser Umwandlungsprozeß ist rein betriebswirtschaftlich von größter Bedeutung ..., so wird sich stets zeigen, daß das Verhältnis der Kapitalquoten zueinander und damit der Umwandlungsprozeß G-W-G alteriert ... So gesehen, kann man die Unternehmung als einen Komplex von Quantitäten bezeichnen, die in gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnissen voneinander stehen (funktional gebunden sind) und Quoten an einem Kapitale darstellen, das an einer Stelle im gesamtwirtschaftlichen Prozeß eingesetzt ist“.⁸

Dieser „Komplex“ von Quantitäten als „Quoten an einem Kapitale“ bezeichnet den **Gegenstandsbereich der BWL als einen rein Quantitativen**, in seiner *immanenten* Bestimmung. In ihrer *transzendenten* Bestimmung, d.h. in ihrer **konstitutiven Herkunft und Entstehung als Prinzip**, ist die **BWL rein begrifflich-rational**. Diese **doppelte Gegenstandsbestimmung führt zur Rationalität der Werteffizienz als Prinzip und Handlungsmaxime**. Aus ihr lassen sich die Begriffe Markt und Unternehmung bestimmen.

Die Rationalität des auf quantitative Werte (Geld mit dem Zuwachs an Gewinn) hin orientierten –stets– *antizipativen* Denkens war schon bei Thales deutlich sichtbar. Seine Unternehmung hatte den leitenden Zweck Reichtum (= viel Geld) zu erzielen. D.h.: Sein vorgeschossenes geldliches Investment sollte von vornherein (antizipativ) zu mehr Geld führen. *Marx* hat dies später mit der Formel zusammengefasst, auf die auch *Gutenberg* zurückgegriffen hat. Es ist die Umwandlung von Geld-Ware-Geld (G-W-G):

„G– W– G′, wo $G' = G + \Delta G$ “⁹ ist. Das ΔG ist der Gewinn oder Mehrwert als Kapital, das als antizipiert vorgeschossenes, also als investiertes Kapital anschließend den Prozess als Wertewandel in Gang setzt und eine Unternehmung entstehen lässt. *Gutenberg* hat diese Metamorphose „Umwandlung“ genannt und sie als den Kern des ökonomischen Rationalprinzips definiert. **Diese Metamorphose ist rein begrifflich-rational. Zugleich ist sie auch mathematisch-quantitativ. Wir können sie eben als Komplex von Quantitäten begreifen, d.h. als Funktion von Preisen, in denen sich das Kapital quotal konkret vermittelt über die Preise der Waren und den Eigenwert des**

⁷ Gutenberg, Die Unternehmung... S. 30, Hervorh. i. O.

⁸ Derselbe, S. 43 u. 44

⁹ Marx, Das Kapital, Bd.I, S. 165. Marx hat als erster diese Metamorphose erkannt und gesehen, dass es einen Prozess gleichzeitiger Ungleichzeitigkeit gibt: „Kapital kann also nicht aus der Zirkulation entspringen, und es kann ebensowenig aus der Zirkulation nicht entspringen. Es muß zugleich in ihr und nicht in ihr entspringen.“ (Derselbe, S. 180). Diese Problematik der (gleichzeitigen) Ungleichzeitigkeit konnte Marx aber nicht mehr schlüssig auflösen. Zuvor hatte bereits Adam Smith die erste metamorphische Merkwürdigkeit der Ökonomie entdeckt, und zwar in der Figur der „invisible hand“. Die erkenntnistheoretische Dimension dieser verborgenen marktlichen Steuerung hat Smith aber nicht gesehen: „... he intends only his own security; and by directing that industry in such a manner as its produce may be of the greatest value, he intends only his own gain, and he is in this, as many other cases, led by an invisible hand to promote an end which was no part of his intention.“ (Smith, Wealth of Nations... S. 291 ff)

Subjekts, der sich eben auch zugleich bestimmt, denn nur das Subjekt „hat“ Preise und Werte. Tote Sachen sind ohne Inhärenz von Werten. Dieser komplexe Zusammenhang ist die **Gemeinsamkeit von Markt und Unternehmung** als ein **different Identisches, denn „Markt“ und „Unternehmung“ lassen sich nur konstitutiv zusammendenken. Kein Begriff kann nur für sich existieren.** Wir können diesen komplexen Zusammenhang entlang folgender Formel definieren, bei der einer Spezifikation von „Ware“ eine besondere Stellung zukommt, das ist die *personifizierte Ware, die Ware, die wir als Arbeitskraft selbst repräsentieren:*

„Aber was passiert in der Gesamtheit? Strukturell gesehen kauft die Unternehmung und damit der Gesamtmarkt der Produzenten die Ware Arbeitskraft zu p_1 in t_0 . Sie wird aber erst in t_1 bezahlt. Diese Differenz ist der ursprüngliche Kredit, den der Arbeiter dem Unternehmer kostenfrei gewährt. Die zeitliche Differenz von Arbeitsleistung und Lohn, von $t_0 - t_1$ ist aber gleichzeitig auch die Differenz der Reproduktionskosten. Die Warenpreise, welche der Arbeiter auf dem Markt zu bezahlen hat, lauten p_2 in t_0 und schon gar nicht p_1 in t_1 . Der Arbeiter muß sich beständig reproduzieren, also kauft er bereits zu Preisen, die den Wert, der als Wert noch durch Arbeit zu produzieren ist, schon als antizipierter vorweg reziprok realisiert wird. Die Realisation der Antizipation des Wertes ist die Differenz von p_2t_0 zu p_1t_1 . Denn die Unternehmung verkauft die Waren, nicht der Arbeiter. Sie erhält p_2 in t_0 auf dem Markt und bezahlt an den Arbeiter selbst p_1 in t_1 als Lohn. Der vorgeschossene Kredit ist damit kostenfrei eingelöst. Alle Unternehmungen kaufen selber Waren zu p_1 in t_0 und verkaufen diese in t_1 zu p_2 . Nur die Ware Arbeitskraft wird andersherum bezahlt. Ihr Marktpreis ist ungleichzeitig auf die anderen Marktpreise in Bezug auf die Einkaufspreise der Unternehmung. Und die Verkaufspreise der Unternehmen realisieren diese Ungleichzeitigkeit für sich jetzt als Preisdifferenz $p' = \Delta G$. Die prinzipielle Identität der Unternehmung besteht daher in der Struktur der Grenzbeträge von:

$$I. \quad p_2t_1 \text{ (Verkauf Waren) } . / . p_1t_0 \text{ (Einkauf Waren) } = p' \text{ in } t_1$$

und zugleich

$$II. \quad p_1t_0 \text{ (Einkauf Arbeit) } . / . p_2t_1 \text{ (Lohn) } = p_0 \text{ in } t_1 \text{ weil der Arbeiter unentgeltlich kreditiert.}$$

Deshalb realisiert sich auch gesamtmärklich $G-W-G'$, weil G' die antizipierte Differenz von $I = p'$ ist und die realisierte Differenz die Differenz von $II = p_0$ ist. Die Differenz zwischen diesen Differenzen, die Differenz von p' zu p_0 ist $p' = \Delta G$. Weil die Prozesse II und I gleichzeitig ablaufen, gewinnt die Unternehmung ihre Identität als Einheit dieser doppelten Preisdifferenz. Die doppelte Preisdifferenz entspricht der Negation der Negation von $G-W-G'$, weil jedes Element für sich wiederum durch Preise bestimmt ist. Und dieses Strukturmuster ist auch zugleich das Strukturmuster des Gesamtmarktes. Nur erscheinen in dieser Formel nicht die Preise. Die Unternehmung kann als $G-W-G'$ -Veranstaltung nur bestehen, weil zugleich die strukturelle Spaltung der Produktions- und Reproduktionsmärkte als Metapreisphänomen besteht. Deshalb ist dieser gesamtwirtschaftliche Prozeß auch nicht einseitig nur betriebswirtschaftlich oder nur volkswirtschaftlich faßbar. Markt und Unternehmung sind eine Einheit im Sinne der doppelten Differenz der Preise des Metapreises“¹⁰

¹⁰ Rosenthal, Gleichursprünglichkeit..., S. 296 ff

Aus dieser Struktur heraus lassen sich die Aktivitäten und Funktionen der Unternehmung *verstehen*. **Werteeffizienz bestimmt sich aus Preisdifferenzen, also aus der Kommensurabilität von Subjekten und Waren als Ausdruck des Rationalprinzips.** Dieses *Grundverständnis* stiftet auch den *Grundnutzen* eines Studiums *der BWL als Wissenschaft*. Es beginnt und endet, – ungeachtet aller Spezialisierungen und Differenzierungen, – beim Begriff der Unternehmung und des Marktes.

VI. Der persönliche Nutzen des Studiums der BWL als Wissenschaft

Aller Nutzen substanziellen Wissens stammt aus reflektiertem Wissen und nicht aus repetiertem „Faktenwissen“. Mit solch falsch verstandenem Wissen mag sich der künftige akademische Sachbearbeiter begnügen. Er lernt wohl am besten anhand von Rechen- und Übungsaufgaben und vielen Fallbeispielen ein eng begrenztes thematisches Feld. Den Rest des erforderlichen Wissens gibt dann später die Praxis pragmatisch vor. Der künftige Manager muss schon das Prinzip von Markt und Unternehmung auch gespiegelt in diversen Fachvertiefungen methodisch verstehen. **Management bedeutet Organisation und Durchsetzung des Vollzugs des Willens zur Rationalität der Werteeffizienz.** Ein Manager wird primär für diese Funktion bezahlt. Hier muss er führen können. Der künftige Unternehmer denkt den Wertezusammenhang weiter gefasst als ein „Nur“-Manager. Er sieht auch den gesellschaftlich-politischen Zusammenhang der Wertekonstitution und weiß um Ethik und Geschichte, er hat auch Interesse und Kompetenz in anderen Wissensfragen. Er begreift „Bildung“ – wie schon Thales von Milet – am ehesten noch aus der Tiefe des Begriffes heraus und nicht nur verkürzt instrumentell. Ein Unternehmer hat auch Manager zu führen, – und nach heutigem Verständnis, – auch den „Markt“.

Bildung ist der Zugang zum persönlichen Nutzen von Wissen. „Bildung“ als Begriff entstammt aus dem ursprünglich-prinzipiellen Zusammenhang von der „Idee“ (*idea*) als *wissenschaftlichem „Begriff“* eines Gegenstandes und dem „Bild“ (*eidos*), das uns diese Idee vermittelt. Eben in dieser *Vermittlung* von Idee (Begriff) und Gegenstand vollzieht sich Bildung. Wir „machen“ uns ein Bild vom Gegenstand und wir „bilden“ einen Gegenstand – und **wir bilden uns selbst als Gegenstand dieses Prozesses. Diese Bildung nennen wir „Bewusst-sein“.** „Bewusstsein“ ist das „innere“ Bild der Idee des Wissens vom Subjekt als Persönlichkeit geformt. **Bildung ist ein an sich selbst erarbeitetes Bild von sich selbst und der gegenständlichen Welt in ihrer komplex strukturierten Wirklichkeit und deren geschichtlich gewordenes Verständnis als methodisches Wissen – eben dieses Prozesses.**

Der *ursprüngliche* Begriff von „Bild“ stammt von *eidos*, das nicht nur für „Bild“, sondern ebenso für *Form* und *Gestalt* steht. *Eidos* steckt als etymologische Wurzel in den Bildungsbegriffen vieler europäischer Sprachen. Es ist im englischen Wort *education*, im französischen Wort *formation*, sowie eben auch im deutschen Wort Bildung präsent. Bildung ist daher auch ein Sich-selbst-*gestalten*, ein sich *als* Persönlichkeit *formen* und ein Bild von diesem „Nutzen“ zu gewinnen. Bildung ist die Chance und Möglichkeit zur Selbstformierung durch Wissen. Diese Chance weist –rechtverstanden– auch immer über ein nur enges Fachstudium hinaus, egal um welche Disziplin es sich handelt. Bildung lässt sich nicht „disziplinieren“, auch wenn manche Curricula eine solche

Versuchung definatorischer Enge gar noch als besonders nützlich begreift, dabei kann niemand „Wissen“ definatorisch fassen.

Der Nutzen der BWL als Wissenschaft bleibt daher stets die ureigene Selbstforschungsfrage für Studierende wie auch für Professoren. Darinnen liegt der Nutzen des Wissens als Geheimnis versteckt. Es ist das älteste Rätsel des Wissens, das Rätsel im Übergang vom Mythos zur Wissenschaft, das sogenannte „Rätsel der Sphinx“. Es lautet: „Erkenne dich selbst!“

Willkommen im Studium der BWL als Wissenschaft!

VII. Verwendete Literatur

1. Aristoteles; Politik, 4. Aufl.; München, 1981
2. Baumstark; Kameralistische Enzyklopädie; Heidelberg u. Leipzig, 1835
3. Gutenberg; Die Unternehmung als Gegenstand betriebswirtschaftlicher Theorie; Berlin/Wien, 1929
4. Kant; Kritik der reinen Vernunft, Bd. I u. II; 6. Aufl.; Frankfurt, 1982
5. Kant; Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft; Berlin, 2010
6. Kant; Von der Form und Sinnen- und Verstandeswelt und ihren Gründen; in: Kantwerke V; Wiesbaden, 1958
7. Marx; Das Kapital, Bd I.; Berlin, 1981
8. Rosenthal; Die Gleichursprünglichkeit von Ökonomie und Wissenschaft; Spardorf, 1986
9. Smith; An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations (1776); Oxford, 2008